

(Nachdruck verboten.)

21]

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Als sie endlich im sogenannten Wald waren, das heißt bei den paar Fichten und kahlen Buchen, fragte Schäfer: „Man sagt oft, auch heute noch seien die Frauen religiös. Sie müssen mir's nicht übel nehmen, ich interessiere mich natürlich nur literarisch dafür, wie stehen Sie denn dazu?“

„Sie betrachten, scheint's, alles nur literarisch?“ wich Magda aus.

„Selbstverständlich. Das ist ja mein Beruf.“

Beide schwiegen eine Weile, indem sie langsam weiter gingen. Dann sagte Magda: „Ich kümmere mich jetzt gar nicht mehr um religiöse Dinge. Früher, namentlich zur Zeit meiner Konfirmation, war das anders.“

„Ja, ja, die Pubertätsjahre.“ lächelte Schäfer fast ein wenig wehmütig, „da waren wir alle noch Menschen, denen nichts Menschliches fremd.“

Magda sah ihn an. Als er aber schwieg, fuhr sie fort: „Damals machte mir das Christentum wirklich Kopf und Herz heiß. Dem Geistlichen wurde bei meinen Fragen auch heiß. Aber als ich merkte, daß es ihm garnicht lieb war, daß man es auch im Hause meines Onkels exaltiert und unpassend fand, wenn man sich um derlei mehr kümmerte, als daß man die Kirche hinnahm als etwas, das nun mal mit zu den Repräsentationspflichten, wenn ich so sagen soll, der höheren Stände gehört, da schwand natürlich auch mein Eifer bald.“

„Ja, ja, nur kein Schauffement! Nur die braven, ausgetretenen Wege weiter gehen, wenn's auch keinen Sinn mehr hat, wenn auch neue Geleise ganz leicht gangbar gemacht werden könnten . . .“

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Reinen Sie, ich?“

„Sie können doch auch gar nichts ernst nehmen!“

„Doch, gnädige Frau. Manches sogar lächerlich ernst. Aber ernst und feierlich reden über etwas, das kann ich allerdings nicht mehr!“

„Man wünscht, daß man ab und zu am Sonntagmorgen die Kirche besucht, wie man es auch irgend einem Vorgesetzten nicht abschlagen wird, ihm einen Besuch zu machen.“

„Und thut man's, wird man für die kleine Mühe auch noch felig gesprochen.“

„Kurz nach meiner Verheiratung . . .“ Nun stockte sie aber doch. Sollte sie ihn heute schon zu ihrem Vertrauten machen? Das wäre doch ein bißchen gar zu schnell.

„Bitte, gnädige Frau!“

„Nun ja, es ist ja schon lange her, da kann ich's ruhig sagen. Es kamen damals Zeiten, wo ich innerlich sehr unruhig und unzufrieden war.“

Schäfer sah sie aufmerksam an. Der Otto wird schön mit ihr ungegangen sein, dachte er. Sie that, als merkte sie es nicht.

„Damals kam's wieder über mich. Ich kann es nicht anders ausdrücken. Ich brauchte Halt und suchte Trost. Ich besuchte also wieder einmal die Kirche. Ich wählte den Geistlichen im Städtchen, von dem es hieß, daß er besonders schön predigen könne. Es war auch ganz schön, ästhetisch angesehen, aber weiter auch nichts. Und so angenehm das Aussehen, das mein Wagen machte. Und daß der Geistliche mich so devot grüßte, das fand ich geradezu ekelhaft . . .“

Es war da noch ein anderer, ein Pietist, wie man hier sagt, der sehr streng und scharf sein sollte. Ich ging auch in seinen Gottesdienst. Aber es war so düster und finster, was er sagte, und kam auch so ungebildet zu Tage, daß ich zu ihm auch kein Vertrauen fassen konnte. . . . Ich habe dann selbst mal in der Bibel gelesen, ich hatte viel Zeit. Ich gewann den Eindruck, daß beide nicht das Rechte thaten, daß beide die Bibel nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, was ich aber nicht einmal annehmen will. Aber wenn die Leute das nicht verstehen, wie sollte ich das? Offen gestanden scheint mir jetzt aber doch auch, als wenn viel Dummheit und auch Heuchelei und Unwahrhaftigkeit mit unterliefe. Es besteht doch oft geradezu schreiende Widersprüche zwischen

Praxis der Kirche und biblischer Theorie, so daß selbst Unfer-einer sie sehen muß. So bin ich denn davon abgekommen.“

„Ich glaube, Sie beobachten ziemlich scharf?“

„In der Not,“ sagte sie bitter, schwieg aber schnell. Nein, erst mußte sie ihn doch noch genauer kennen, bis sie mehr sagte.

Nach einer Pause meinte Schäfer: „Sie haben sich wohl gewundert, daß ich überhaupt danach fragte. Ich habe nämlich gerade Tolstois „Auferstehung“ gelesen. Da spielt das religiöse Problem wie bei dem ganzen Mann eine große Rolle, daß man mal wieder mit der Nase draufgestoßen wird.“

Magda dachte, immer nur literarische Gründe bei allem, was er denkt und thut. Sie ärgerte sich sogar ein klein wenig. Er hätte doch spüren müssen, daß sie ihm noch viel mehr zu sagen hatte, daß das nur der erste Anfang war. Aber, gestand sie sich auch gleich, er konnte doch auch nicht gut ohne weiteres schon um mehr bitten, er mußte doch annehmen, daß sie das zudringlich finden könnte und taktlos. Dem wollte er sich gewiß nicht aussetzen. Eigentlich ein hübscher Zug an ihm.

Schäfer war stehen geblieben, legte die Hände an den Mund und fragte: „Darf ich?“

Er war wirklich manchmal wie ein kleiner Junge. „Gewiß!“ sagte sie.

Er stieß einen langgezogenen, lauten Zuchzer aus und dann einen gellenden Seeadlerschrei, daß sie zusammenfuhr. „Verzeihung, nun hab' ich Sie doch erschreckt. Aber in dies Schweigen muß' ich mal hineinschreien.“

„Es ist so ungewohnt, hier einen lauten Ton zu hören.“ Schäfer sah sich um. Bisher war er vor lauter Sprechen und Zuhören gar nicht dazu gekommen.

Die Bäume, Sträucher, Gräser sahen aus wie aus dem Wasser gezogen. Sie triefen mit hängenden Köpfen, als ginge ihnen das Leben aus. Wie Ertrunkene, eben an das Land geworfen, sahen sie aus, die Bäume, Sträucher und Gräser.

In der Luft hing Wasser, in den Wolken Regen, Tiere waren nicht zu sehn und zu hören. Doch, jetzt piepte ein Spatz gar kläglich aus dem Gebüsch, ohne sich aber heraus-zuwagen. Dort sahen auch ein paar Raben, eng zusammengedrückt auf einem kahlen Ast, mit gestäubtem, triefendem Gefieder.

„Trist, sehr trist,“ sagte Schäfer.

„So ist es fast das ganze Jahr mit Ausnahme der paar Sommermonate.“

„Pr, da gehen wir besser wieder nach Hause! Das macht übermäßig melancholisch, zumal es fast dunkel ist.“

Sie wandten sich wieder heimwärts. Still gingen sie nebeneinander her. Magda in schmerzlich wehmütigen Gedanken, zumal sie meinte, ihr Begleiter wäre in derselben Verfassung. Das war aber nicht der Fall. Er sah die Natur schon wieder nur auf ihre Verwendbarkeit für seinen Roman hin.

Als sie wieder am Hause Sägers vorbei kamen, trat er schnell in das Zimmer zurück, denn er hatte sie schon eine ganze Weile beobachtet.

Als sie vorbei waren, senfte er: „Simulischer Vater, laß sie nicht versucht werden über ihr Vermögen!“ —

Mit der Nacht kam der Regen wieder.

Nach Tisch begab man sich auch heute in Magdas Zimmer.

Schäfer hatte Verlaine ausgepackt und las ein wenig vor. Otto saß etwas abseits und langweilte sich. Morgen gehe ich mal wieder in den Klub, beschloß er, die beiden sind sich ja selbst genug und vermissen mich nicht.

Fast hätte er laut gelacht, als er auf Magda sah, die mit weitoffenen Augen Verlaine'sche Verse trant.

Der Federzuchser und sie, die paßten zusammen. Die hätten sich heiraten sollen, das wäre vernünftiger gewesen.

Vielleicht in zwei Jahren, wenn er sie frei gab? Das wäre ein Gedanke! Er blies aufgeregt den Rauch seiner Cigarre um sich. So könnte er sie vielleicht auf höchst anständige Weise los werden. Das wäre wirklich nicht so dumm. Er würde sich sogar aufrichtig freuen; denn wenn er an seine Scheidung dachte, wurde ihm doch immer ein wenig unbe-

haglich, weil er sich sagen mußte, daß es doch recht roh sein würde, Magda dann einfach auf die Straße zu setzen. Nun hab' ich mit Deinem Gelde erreicht, was ich will, jetzt pack Dich gefälligst samt Deinem Gelde! — So würde sich das entschieden hübscher machen. Er bekäme dabei sogar noch einen kleinen Lorienstein.

Das war ein gescheiter Gedanke, der ihm da eben gekommen, den mußte man im Auge behalten. Er würde ihnen jedenfalls nicht im Wege stehen. Im Gegenteil! Möchten sie Feuer fangen. Seinen Segen hatten sie.

(Fortsetzung folgt.)

Faust II.

(Schiller-Theater.)

Löwenfeld stellte sich keine geringe Aufgabe, als er beschloß, den zweiten Teil des Faust an zwei Abenden aufzuführen. Die immer noch notwendigen Streichungen, die Ausstattung, die klare Verdeutlichung des Gedankengangs — das alles erforderte Arbeit, viel Arbeit. Erfreulicherweise fürchtet man sich im Schiller-Theater vor der Arbeit nicht und gab den Faust. Vielleicht ermutigte es Löwenfeld, daß es ihm bereits einmal gelungen ist, ein dramatisches Gedicht auf der Bühne heimisch zu machen — wir meinen den „Brand“. Unter allen Umständen durfte er sich sagen, daß sein Bemühen verdienstvoll sei, selbst wenn es mißlingen sollte.

Ist es nun mißlungen? Ja und nein. Man kann sagen, daß es gelungen ist, soweit es überhaupt gelingen konnte. Ganz wird es nie gelingen, mit dem zweiten Teil des Faust einen geschlossenen dramatischen Eindruck hervorzurufen. Die phantastischen Situationen widerstreben der Bühne, die Handlung schaltet in der denkbar freiesten Weise mit Raum und Zeit, die einzelnen Bilder sind nur durch den Gedanken zusammengehalten, der hinter ihnen liegt, — im übrigen fallen sie lose auseinander, und fast jedes einzelne lebt sein eigenes Leben. Das erträgt man schwer im Theater und zwar um so schwerer, je strenger man ästhetisch an sich gearbeitet hat. Man erhält leicht den Eindruck des planlos Buntten und Wechselnden. Einzelne Bilder widerstreben zudem auch der fleißigsten Arbeit und versagen einfach, wenn man sie auf die Bühne bringt. Auf mich wirkte die erste Scene, in der Faust von den Naturgeistern umschwebt wird, dann einzelnes im Kaiserpalast, die Scene im Studierzimmer, einzelnes in der klassischen Walpurgisnacht, die Scene im Hochgebirge, und endlich und vor allem die dunkle Stimmung des Bilds, in dem die Sorge sich in Faustens Zimmer schleicht. Hier war die Wirkung so rein und stark und geschloffen, wie sonst nicht einmal im Verlauf der zwei Abende. Selbstverständlich geht man auch dann nicht ganz leer aus, wenn einmal ein Bild versagt. Es finden sich immer Verse, in denen Goethes hoher Geist leuchtet, und oft Schilderungen, die durch ihre wichtige Kunst elementar ergreifen — ich erinnere an die Schilderung des Grauens in der düsternen Galerie und an vieles andre. Am unmittelbarsten wirkten wohl diese Verse des Mephistopheles aus der klassischen Walpurgisnacht:

Und wie ich diese Feuerchen durchschweife,
So find ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Fast alles naht, nur hier und da behemdet:
Die Sphinx schamlos, unverschämt die Greife,
Und was nicht alles, lockig und besüßgelt,
Von vorn und hinten sich im Auge spiegelt . . .
Zwar find auch wir von Herzen unanständig,
Doch das Antike find ich zu lebendig.
Das mußte man mit neuem Sinn bemessern
Und mannigfaltig modisch überleifiern . . . —

Es versteht sich von selbst, daß in den Tagen der lex Heinze bei diesen Versen ein verständnisvolles Schmunzeln durch das Publikum ging. Uebrigens: das Publikum! Es ist eine Pflicht der Kritik, die musterhafte Aufmerksamkeit zu erwähnen, mit der das Publikum des Schiller-Theaters — geführt durch das Programmheft — den Vorgängen auf der Bühne folgte. Vielleicht war diese respektvolle Haltung des Publikums der größte Erfolg der beiden Abende. Am Ende hat jedes Theater das Publikum, das es verdient. Es spricht sehr für die Arbeit des Schiller-Theaters, daß es sein Publikum vor eine so schwere und erste Aufgabe stellen konnte, ohne daß es versagte. Den zweiten Teil des Faust dauernd für die Bühne zu gewinnen, wird keinem Sterblichen gelingen. Die Auf-führung wird nie etwas anders als ein interessanter und verdienstvoller Versuch sein. Die Dichtung selbst macht das ganze Gelingen unmöglich. Löwenfeld hat eben doch nur teilweise recht, wenn er im Programmheft behauptet, daß ihr Gedankengang folgerecht und ohne Zwang verständlich sei.

Ich glaube auch, den eigentlich tragenden Gedanken zu verstehen. Der Gang dieses Gedankens, die eigentliche Entwicklung ist aber keineswegs immer verständlich, geschweige denn ohne Zwang verständlich. Es hat seinen guten Grund, daß so viele bedeutende Männer das ganze Gedicht rundweg abgelehnt haben. Die leuchtende Schönheit des ersten Teils ist unvergänglich. Der zweite Teil wird immer ein Buch bleiben, das man liest wie man gewisse Bücher von Jean Paul liest — um der schönen Stellen willen.

Den eigentlichen Schlüssel zum zweiten Teil darf man wohl in diesen Versen erblicken:

Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie naht, gewaltfam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Klüfte zu verschließen.

Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Besess'ne Letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß. —

Mit diesen Worten lehrt Faust in die Grenzen des Menschlichen zurück, das er im Ueberchwang seiner genialen Natur verlassen hatte, um ruhelos und ewig unbefriedigt alle Tiefen des Lebens zu durchirren. Ueber diese Rückkehr zum Menschlichen macht Hermann Türck, der bekannte philosophische Schriftsteller, einige Anmerkungen, die zum Widerspruch herausfordern. In der Historisch-philosophischen Gesellschaft in Jena hat er einen Vortrag über die „Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust“ gehalten. Der Vortrag ist als Manuskript gedruckt und enthält sehr viel Feines und Wichtiges. Nur die Konsequenzen, die Türck aus seiner an sich richtigen Auffassung zieht, widersprechen dem Geist der Tragödie und zwar nicht nur dem Geist der vorliegenden Tragödie, sondern dem Geist der Tragödie überhaupt. Türck sieht in der Magie Faustens ein Bild für seine geniale Natur. Wie der Magier in eine den profanen Augen verborgene Welt der Geister eindringt, so existieren für den genialen Menschen Regionen, die andre nicht kennen — Regionen der Lust, meinetwegen auch des Lasters, wie Regionen des Leidens. Die Zauberkräfte, durch die Faust die Grenzen der Wirklichkeit sprengt, sollen ganz sicher seine gewalttätige geniale Natur symbolisieren, die dunkle Tiefen kennt, die wir nicht kennen und reine Höhen, die wir nicht erklimmen können. Türck hat weiter recht, wenn er in der Sorge, die am Schluß der Dichtung sich in den Palaß Fausts hineinschleicht, das Gegenbild zur Magie, das Gegenbild der Titanennatur sucht. Die Magie ist Faustens übermenschliche Natur, wie die Sorge allen gemein ist. Der Dichter hätte die Rückkehr in die Grenzen des Menschlichen nicht leicht melancholischer und tiefer symbolisieren können, als indem er Faust die Sorge zugesellte. Nun sieht aber Türck in dieser Rückkehr nicht einen tragischen Zusammenbruch, sondern eine völlige Umwandlung des Helden. Faust wird für ihn nicht Mensch, sondern ein geistlicher Mensch, derb und deutlich gesagt — ein Philister. Türck erspart ihm nicht einmal den Vorwurf der greisenhaften Ge-nügsamkeit und Eitelkeit. Er hält es nicht mit dem Menschen, der in menschlichem Thun Befriedigung findet, sondern mit dem genialen Uebermenschen, der ewig unbefriedigt alle Himmel und alle Höllen der Leidenschaft durchstürmt. Für ihn ist die Rückkehr zum Menschlichen nicht die notwendige Katastrophe, sondern ein Rückschritt, ein beschämender Vorgang, eine peinliche Verwandlung. Das aber widerspricht dem Geist der Tragödie, deren Katastrophen nicht nur erschüttern, sondern auch versöhnen und befriedigen sollen. Ihr letztes Wort heißt nicht: peinlich, sondern: groß und geläutert. Faustens Drang über die Kraft hinaus war zwar genial, aber doch ein genialer Irrtum. Daß er in die Grenzen der Menschlichkeit zurückgeschleudert wird, ist zwar tragisch, aber doch ein Ausgang, der unsre Vernunft suchende Vernunft befriedigt. Er ist groß in der letzten Stunde, in der er sein Schicksal auf sich nimmt, wie denn der tragische Held immer am größten ist, wenn ihn die Ahnungen des Untergangs unwitern. Er fügt sich dem, was allen gemein ist, aber er fügt sich wie ein Held nach erschütterndem Kampf und bleibt ein Held, gerade weil er sich der all-beherrschenden Notwendigkeit unterwirft. Türck scheint die Menschlichkeit, in die Faust zurückgelehrt, nicht sonderlich zu schätzen. Sie hat aber doch das Eigentümliche, daß sie für uns Menschen nicht nur das Größte, sondern eben Alles ist.

Die Darstellung ruhte zum größten Teil auf Gregori (Faust) und Holtzhaus (Mephisto). Herr Holtzhaus, dem die weitaus bessere Partie zugefallen war, war ohne Feinheit. Das war um so schlimmer, als er häufig neben Gregori stand, der seine Verse sehr fein behandelte. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Mein Herr Sohn als Erzieher. Ganz junge Mütter sind der Meinung, daß sie dazu berufen seien, ihre Söhne zu erziehen. Es ist eine Wahnvorstellung. Die Praxis lehrt das Gegenteil — wir werden erzogen. Mein Ältester ist von allem Anfang bis zum heutigen Tage diesen Bestrebungen treugeblieben.

Es ist nicht Muttereitelkeit, wenn ich berichte, daß er das niedrigste Baby war, dick und rosig und appetitlich. Auch daß er seinen ersten Zahn überraschend früh bekam und bereits geläufig „Papa“ und „Mama“ sagen konnte, wenn andre Kinder kaum das „Pa“ und „Ma“ richtig herausbringen, mag die alte Kinderfrau, die viele Elise, bezeugen.

Diese Elise war der erste Schatten in meinem sonnigen Mutterglück. Dubi bevorzugte sie augenscheinlich. In allen Nöten seines jungen Lebens wandte er sich zuerst an sie. Ich erinnere mich noch mit Schauern, wie mein Sohn einmal mitten in der Nacht jäm-

ich zu weinen anfang, weil es ihm nach einem „Lufz“ von den Lippen seiner Elise gelöstete. Damals lernte ich die Gefühle einer Schwiegermutter kennen und verstehen.

Lebrigens empfand Wubi gar bald das Lästige einer solchen Weiberherrschaft und es kam die Zeit, wo ich die arme Elise zu trösten hatte, weil Wubi kategorisch erklärte: „Du bist zu dick, ich gehe lieber mit Mama spazieren.“ Wahrscheinlich war es der Sinn für Westfahl, der in dieser Periode bei meinem Sohn erwachte.

Sein liebes Gesicht war unrahmt von langen, blonden Locken, die meinen geheimen Stolz bildeten. Mein Entsetzen war daher namenlos, als Wubi eines Tags ernst und entschieden den Wunsch äußerte, seine Locken vom Friseur abschneiden zu lassen. Auf alle meine Vorstellungen hatte er nur die Antwort: „Ich bin ein Bub und will einen Bubentopf haben!“ O, wiederum war es ein neuer Sinn, der in ihm erwacht war und ihm das Gefühl seiner Männlichkeit gab!

Wubi erreichte natürlich auch diesmal seinen Willen. Wie ich sein glattgeschorenes Köpfchen doppelt zärtlich streichelte, war es mir, als sei er plötzlich unter meinen Händen gewachsen und älter geworden. Wie lange werde ich ihn noch auf dem Schoß halten und streicheln dürfen?

Daß es nicht allzu lange geschieht, dafür sorgt der Staat mit seinem Schulzwang. Mein Mann und ich — Wubi in der Mitte mit dem neuen Schulrücken und dem halb ängstlichen, halb erwartungsvollen Gesichtchen — so treten wir drei zusammen den schweren ersten Schulweg an. Armer, kleiner Kerl! Das Päckchen Sorgen auf dem Rücken wird er nun nimmermehr los, während der Schulzeit nicht und später im Leben erst recht nicht. Wubi hielt sich tapfer, sowohl während der Feier in der Aula, als auch nachher, wie ich ihn allein in der Schulküche zurücklassen mußte. Mir war freilich das Weinen näher als das Lachen. Nach zwei Stunden ungeduldigen Wartens durfte ich meinen Sohn aus den Klauen des Schulthramen wieder in Empfang nehmen. Er trat zu mir, mit geröteten Wangen und glänzenden Augen. Ich hätte mich selbst geschämt, ihn jetzt mit dem lieben, vertrauten „Wubi“ anzureden, ihn, einen Schuljungen, im Beisein der Kameraden.

„Nun Kurt?“

Er reichte mir sein dickes Patschhändchen nach alter Gewohnheit und es sprudelte förmlich aus ihm hervor:

„Wunderschön war's. Wir müssen zwei lange Griffel haben und einen Griffelspitzer, aber die Elise darf mich nicht abholen mit der weißen Schürze, sonst lachen mich die andern Buben aus.“

Ich starrte Wubi an. Schon am ersten Tage! Und mit sanfter Stimme sagte ich:

„Aber wenn die Mama Dich holt, dann freust Du Dich?“

Wubi nickte mir gnädig zu: „Natürlich, Du trägst doch keine weißen Schürzen!“

Und 4 bis 5 Jahre später? Wenn ich unserm Erstgeborenen mit seinem Intimus Kreger zufällig auf dem Wege aus der Schule begegnete — ich glaube fast, daß er sich meiner schämte und mich am liebsten verleugnet hätte. Die eigne Mutter verleugnet! Andre erfahrene Mütter trösteten mich, ihnen sei es nicht besser ergangen.

Nun ist dies längst überwundener Standpunkt. Mein Sohn sitzt als Primus in Unterprima, trägt hohe Stechtragen und weiß, daß es keine Schande ist, eine Mutter zu haben. Im Gegenteil, ich finde sogar, daß er mich protegiert. Er hält mir Vorlesungen über das, was sich schickt und was sich nicht schickt; er überwacht meine Lektüre und versteht natürlich alles besser als ich, weil ich doch weder Latein noch Griechisch gelernt habe. Sogar seine kleinen Sünden beichtet er mir, der gute Junge! Wie er mit elf Jahren die erste Zigarette geraucht und mit 14 Jahren Zola gelesen. Ich glaube, in dem Herzen meines Sohns ist keine Falte, die ich nicht kenne. Aber habe ich das auch nicht damals geglaubt, wie er die Zigarette geraucht, und wie er — —? Aber nein! nein! und nochmals nein!

Hier und da in ganz intimen Momenten bekomme ich einen Kuß ab, der mich an die Zeiten gemahnt, wo mein kleiner Lockentopf mir sagte: „Jetzt kisse ich Dich aus lauter Liebe, bis Du tot bist.“ Dann vergesse ich es fast, daß aus dem Baby von damals ein junger Mann geworden ist, der es sogar fertig bringt, sich jeden Sonnabend rasieren zu lassen. In meinem Herzen ist er „Wubi“ geblieben, mein Wubi! Nur diese Bekenntnisse darf er nicht lesen, sonst würde er sicher sagen: „Veraltete Anschauungen!“ —

(G. B. in der „Frankf. Btg.“)

Musik.

— Typographia. Für gewöhnlich kann ein engbegrenztes Musikreferat die zahlreichen Vereinsabende und dergleichen, in denen ebenfalls Musik gemacht wird, nicht berücksichtigen; sind es ja allermeistens Veranstaltungen nicht zu künstlerischen, sondern zu anderweitigen Zwecken. Um so aufmerksamer dürfen wir sein auf die wenigen dabei vorkommenden Fälle, in denen, sei es auch nur einigermassen, ein Beitrag zu der großen Aufgabe geleistet wird, weitere Kreise zu einem echten Kunstgenuss heranzuziehen. Der eingangs genannte „Gesangverein Berliner Buchdrucker und Schriftgießer“ hat dies in seinem vorgestrigen Konzert mit Ehren versucht. Natürlich war dieses zunächst dem vierstimmigen Männergesang gewidmet, einem Kunstgebiet, auf dem die „Moderne“ noch so

gut wie gar keinen Einzug gehalten hat, geschweige denn, daß hier bereits von einer sozialistischen Verfrachtung der Kunst zu sprechen wäre. So galt es denn auch diesmal, sich wieder einmal in den typischen Weisen zu ergeben, in denen noch ein gutes Stück berüchtiger Romantik steckt. Die Komponisten, um die es sich handelte: Weingartner, Kremsler, Silcher, Abt u. a., dazu der alte Reichardt und auch ein Neuerer Namens Machanek (in dem ich meinen alten Gesangslehrer von der Schule zu erkennen glaube), haben eine kleine Welt geschaffen, die zum Teil bereits mehrerer Generationen unvergessliche Stunden der Freude, Nahrung und Verdrießlichkeit bereitet hat, und die leider nicht eben dazu angethan ist, den künstlerischen Geschmack zu schärfen; das „Ständchen“ von Beschnitt, mit Darytonsolo, wäre wohl besser nicht da capo gemacht worden. Der Chor eines solchen Vereins hat natürlich mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm ein Konkurrieren mit dem Wohlklang und der musikalischen Gewandtheit eines Vereins von Berufsjüngern nicht erlauben. Auerkennenswert ist jedenfalls die dem Dirigenten P. Friedrichs gelungene Schulung der Tenore; die Bässe sollten freilich nicht dahinter zurückbleiben. Dringend warnen möchten wir die Konzertgeber, größere Instrumentalwerke in einer solchen Miniatur zu bringen, wie diesmal z. B. die Oberon-Ouverture (gerade diese!) von einem verkleinerten Orchester mit Klavier-Ergänzung gespielt worden ist; für derartige kleine Orchester giebt es so herrliche und zugängliche klassische Stücke, daß man zu keinen Aushilfen greifen muß. Als Solistin trat die Opernsängerin Frau Nieß-Schulze mit dem Vortrag eines gewichtigen Liedes von Franz, eines leichten wiegenden von Hildach und einer Zugabe von Rubinstein auf. Bei einem solchen Auftreten möchte ich sogleich an eine künftige Entfaltung der Tendenz nach einem Hineintragen der Musik ins Volk denken, die bei der Bevorzugung von Chor- und Soloverken mit Orchester (sogenannten weltlichen Oratorien) angelangt sein wird — worüber in unserem nächsten Wochenbericht noch einiges folgen soll. Für diese zukünftigen Aufführungen gilt es vor allem auch, einen Stamm von nicht zu wenigen tüchtigen Solisten schaffen. Die genannte Sängerin dürfte dafür gut verwendbar werden. Sie besitzt einen umfangreichen, namentlich in der Tiefe anziehenden Mezzosopran mit dunkler Farbe und einer guten Rundung des Tons. Für eine Weiterbildung ihres Könnens wird es sich wohl besonders empfehlen, spezielle Atemstudien zu machen, die ihren nicht immer ganz fest sitzenden Tönen eine noch größere Bestimmtheit geben sollen. — sz.

Kunst.

k. Ein Besuch bei Menzel. In der „Gegenwart“ plaudert J. Norden von einem Besuch, den er Menzel in seinem so schwer zugänglichen Atelier gemacht hat. Er schildert, wie Menzel spricht, wie seine Hände seine Reden unaufhörlich begleiten; der Zeigefinger, bald der rechte, bald der linke, folgt beredt seinen Worten, erklärend, nachdrücklich unterstreichend, dann wieder einen Vorbertrag in die Luft malend; bald stößt er geradeaus zu wie ein Dolch oder er faßt von oben nieder, dann zieht er seltsame Kreise und Schnörkel durch die Luft. Die Worte fallen dazu heftlingend, wohl abgewogen und klar; wenn der Wortfarge spricht, so sagt er auch immer etwas. In knappster Weise spricht er sich über heutige und frühere Kunstverhältnisse aus. Er erkennt die Bedeutung der französischen Malerei für das letzte Jahrhundert an, aber er betont auch, daß jetzt „viel Bervorrenes“ von Frankreich herüber komme. Dann kommt das Gespräch auf Dödlin: „Oh, der Dödlin, das ist ein kluger Mann; er weiß, was er thut, dieser Schweizer . . . All das Mythologische, das er da zusammenmalt . . . So ungleich ist er: einmal kann man ihm einen Lorbeerkranz reichen und dann wieder verbietet er . . . Sublimes und wieder ganz Schlechtes, „Das Schweigen im Walde“ . . . das Einhorn, das bewundern ich, was steht da nicht alles drin, etwas von der Ziege und vom Rinde und von der Antilope, das ist gut. Und dann setzt er so ein ganz gewöhnliches Menschenkind drauf!“ . . . Auch das „Spiel der Wellen“ hat seinen Weisfall und manches andre Wasser-Idyll. Menzel ist kein Freund Thomass' und Marées, „gefällt ihm gar nicht“, er hat für all das Primitive und die Ideemalerei nicht viel übrig. Außerordentlich charakteristisch ist die Art, wie er dem Besucher auseinandersetzt, in welcher Weise sich die Idee zu einem Bilde, das auf einem Stehpult lag, entwidelt hat. Das Bild stellt einen älteren Herrn dar, der in einem braunen Ueberrock in einem Sessel mit dem Rücken zum offenen Fenster sitzt und in einem Buche liest. „Sehen Sie, das Bild ist 50 Jahre alt. Es ist das Porträt eines Freundes von mir. Der ist schon lange tot. Keulich kommt es mir in die Hände — ist übrigens so, wie es war, schon im Menzelwerk reproduziert — und da kam mir eine Idee. Da ließe sich was machen. Der Mann saß früher im Stuhl, und der linke Ellenbogen lag auf dem Tische hier, rechts in der Ecke. Der ganze Hintergrund war weiß geblieben. Nun komponierte ich also ein Fenster hinein und sparte die Luft dahinter aus . . . so . . . die Fensterflügel stehen offen, ragen ins Zimmer hinein; von dem einen fällt ein Lichtreflex auf die linke Hälfte des Gesichts, das ist farbig interessant; aber die häßliche Linie des Fensterflügels, die muß unterbrochen werden. Also malte ich auf die Klinke einen Damenhut, einen Strohhut mit Schleier; es ist Sommer, das Fenster steht ja offen. Die Dame ist nicht zu sehen; sie ist hinausgegangen, um sich anzukleiden. . . Der Herr ist ihr früherer Lehrer, und er holt sie zu einem Vortrage ab; inzwischen liest er. Und was ist die Dame? Schriftstellerin; auf

den langweiligen Tisch in der Ecke kommt eine Feder und ein Schreibzeug; es ist nur dort angedeutet — hier die „Notiz“ dazu . . . (Dabei zeigt Menzel auf die Zeichnung eines wundervollen Schreibzeugs in Nototo) . . . Schriftstellerinnen geht es nicht gut. Das sieht man auch hier: Da ragen in der miltigen Luft hinter dem Fenster qualmende Effen auf — sie lebt also sehr hoch, in einem Arbeiterviertel.“ Zum Schluss sei erwähnt, was Menzel von seiner „Liebe“, der Linken, sagt: „Das ist meine Liebe. Mit der zeichne ich immer und aquarelliere. Als ich noch als Kind in Breslau auf dem Boden herum kroch und mit Kreide Figuren auf ihm zeichnete, da war es mit dieser Hand. Als ich 19 Jahre alt war, fing ich doch erst an zu malen. Dann aber gleich mit der rechten Hand. Das erste Bild machte viel Mühe, sehr viel, das zweite wurde schon besser und dann ging's. Und so ist's noch heute: wenn ich in Del male, immer mit der Rechten; Zeichnen und Aquarell und Souache — immer mit der Linken.“

Kulturgeschichtliches.

— Aus den Akten eines römischen Militärarchivs in Aegypten. In den „N. Jahrb. f. d. Klass. Alter.“ giebt Prof. Dr. Hugo Blümner — Zürich einen Auszug aus einem kürzlich von den Gelehrten Jules Nicole und Charles Morel herausgegebenen Papyrus, der wertvolle Beiträge zur Kenntnis des römischen Heerwesens liefert. Der Papyrus ist, nach der „Bosjischen Zeitung“, schon vor längerer Zeit von Prof. Ed. Naville — Genf in Fayum erworben worden und besteht aus zwei der Länge nach aneinander gelebten, auf beiden Seiten beschriebenen Blättern; sein Inhalt bezieht sich durchweg auf militärische Dinge. Die Vorderseite des einen Blatts zeigt die amtliche Buchführung zweier Soldaten Proculus und Germanus für das dritte Regierungsjahr Domitians 88/84. Die beiden Soldaten haben ihre regelmäßigen Einnahmen und Ausgaben auf drei Jahrestermine verteilt, wie sie den Sold zu beziehen pflegten. Dieser beträgt für das Jahresdrittel 248 Denare. Die Ausgaben sind bei beiden Soldaten der Verwendung nach gleich. Regelmäßig dreimal im Jahre wiederkehrende Ausgaben sind faenaria, d. h. die Heurationen für die Pferde, nämlich 10 Denare, für Beköstigung (in victura) sind 80 Denare, also $\frac{2}{3}$ für den Tag, für Schuhe und Weinbinden, die die Stelle der Strümpfe vertreten, 12 Denare angesetzt. Dazu kommen in der ersten und dritten Jahresrechnung ein Posten für Kleidung, ferner einer für die Sparkasse (ad signa). Jeder römische Soldat war nämlich verpflichtet, von den von Zeit zu Zeit dem Heere zugehenden Gratifikationen die Hälfte an eine Sparkasse, die apud signa war, abzuführen. Jede der zehn Kohorten einer Legion hatte eine solche Kasse, die man follis oder saecus nannte, weil das Geld wohl ursprünglich in einem Lederbeutel aufbewahrt wurde. Dazu kam noch ein erster Saecus, zu dem die ganze Legion einen kleinen Beitrag gab und der dazu diente, die Begräbniskosten zu bestreiten. Diese Regimentssparkasse war es wohl auch, die die erwähnte Jahresrechnung für die beiden Soldaten angestellt hat. Die andern Blätter des Papyrus, die nicht minder interessant sind, enthalten Angaben über die dienstliche Verwendung von mehreren Soldaten. Im römischen Heer war es üblich, in Friedenszeiten die Soldaten zu allerlei militärischen und auch nichtmilitärischen Arbeiten zu beschäftigen. Hierher gehörten außer dem Festungs- und Straßenbau Hafenarbeiten, Baggerarbeiten, Kurier- und Polizeidienste u. a. In dem hier besprochenen Papyrus ist ein Soldat in eine kaiserliche Papyrusfabrik abkommandiert „ad chartam conficiendam“.

Meteorologisches.

ie. Die Meteorologie des Wirbelsturms von Galvestone ist jetzt durch die sachmännische Bearbeitung festgestellt worden, und das Wetterbureau der Vereinigten Staaten hat den Verlauf des Sturms, der sich in so furchtbarer Weise in die meteorologischen Annalen eingezeichnet hat, auf einer besonderen Karte dargestellt. Der Sturm hat sich danach 18 Tage lang verfolgen lassen. Die erste Beobachtung geschah am 13. August östlich der Insel Martinique. Am folgenden Morgen ging das Centrum des Luftwirbels wenig nördlich von Antigua vorüber, wo ein plötzlicher Barometersprung bis auf 29,8 Zoll eintrat. Am 1. September passierte er den südlichen Teil von Haiti und erreichte am dritten Tage die Südküste von Kuba. Je weiter der Sturm vordrang, desto mehr vertiefte sich die barometrische Depression, die anfangs nur sehr gering gewesen war, über dem westlichen Kuba am 5. September auch noch fast 29,3 Zoll maß, aber schon zwei Tage später im Westen des südlichen Teils von Florida 28,1 Zoll betrug. Hier war auch bereits die Ausdehnung und die Heftigkeit des Sturms außerordentlich gewachsen, und es ereigneten sich Hagelschauer von furchtbarer Gewalt. Am 8. September befand sich dann das Sturmzentrum etwa südlich von Galvestone und richtete dort die entsetzlichen Zerstörungen an, die mit Bezug auf den Verlust an Leben und Eigentum in der Geschichte der westindischen Stürme ohne Vorgang sind. Nördlich von Galvestone nahm dann die Stärke des Sturms schnell wieder ab, als ob er seine Wut erschöpft hätte, aber es war nur ein Atemholen, denn, in der Gegend der großen Seen angelangt, wuchs der Sturm wieder an, und als er Kennebunkland erreichte, war er schon wieder bis zur Windstärke 12 angeschwollen, die einen heftigen Orkan bedeutet. Am 16. September befand sich der Luftwirbel nördlich von dem 60. Parallelkreise im Atlantischen Ocean, etwa 20 Grad westlich von Greenwich. Weiter ist seine Bahn dann nicht zu verfolgen gewesen.

Technisches.

— Erfab des Glasbläfers durch die Maschine. Der „Köln. Jtg.“ wird geschrieben: Während man schon seit einigen Jahren die „Flaschenblasmaschine“ zu vervollkommen sucht, um durch sie die mühevoll Arbeit des Glasbläfers zu ersetzen, sind die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Hohlglas-Industrie die von der Firma J. B. Foudou in Brüssel gebauten Maschinen zur Fabrikation von Trinkgläsern. Die erste dieser Maschinen dient dazu, die fertig vorgeblästen und vorgeformten Hohlglasröhrer mittels geeignet gefasster Diamanten zu beschneiden. Um die durch den Schnitt verursachte Schärfe der Ränder abzuglätten, sind hinter den Glasschneidern einige Gasbrenner angeordnet, deren Flammen die rauhen Schnittflächen randschmelzen. Die so vorbereiteten Gläser gelangen alsdann, und zwar zu je acht auf einmal, auf eine zweite Maschine, auf welcher der abgerundete Rand der Trinkbecher mittels Schmirgelscheiben geschliffen und überdies mit Zimmpulver und Oel auf besonders eingerichteten, schnell sich drehenden Stork- oder Filz-scheiben poliert wird. Nachdem der Rand der Gläser auf diese Weise fertiggestellt ist, gelangen sie auf die sogenannte Bodenbearbeitungsmaschine, die der Hauptsache nach aus einer Reihe entsprechend geformter Schleifscheiben mit immer feiner werdendem Korn besteht. Die im Vorstehenden mit kurzen Strichen skizzierten Maschinen erfordern nur je einen Mann zu ihrer Bedienung. —

Humoristisches.

— Der unbekante Schwiegerohn. Junger Mann: „Ich bitte um die Hand Ihrer Fräulein Tochter.“ Vater: „Bedaure, die ist schon verlobt!“ Junger Mann: „Verlobt?! Und mich hat sie vorgestern noch gebeten, heute um ihre Hand bei Ihnen anzuhalten.“ Vater: „Ah, Pardon, dann sind Sie also der junge Mann, mit dem sie sich verlobt hat?“ —

— Erledigte Sorge. „Guten Tag, Herr Silberstein; wie geht's?“ „Wie soll's mir gehen? Sie sehen doch, wie's mir geht: Sehr gut geht's mir, ausgezeichnet; und Ihnen, Herr Salomon?“ „Nicht so besonders; mir fehlt bald dies und bald das, ich mache mir wegen meiner Gesundheit Sorgen.“ „Das hab' ich mir anders eingerichtet. Ich hab' mir meinen Hausarzt kommen lassen und ihm gesagt: Bringen Sie mich auf sechzig Jahr, bekommen Sie von mir fünftausend Mark, bringen Sie mich auf siebzig, bekommen Sie zehntausend, bringen Sie mich aber bis auf achtzig Jahr, geb' ich Ihnen eine Extragrattifikation von zwanzigtausend Mark; nu laß' er sich 'n Kopp zerbrechen!“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Der Orientalist Max Müller ist am Sonntag in Oxford gestorben. In dem Verstorbenen verliert die Sanskritforschung ihren bedeutendsten Vertreter. Max Müller wurde 1823 in Dessau geboren, studierte in Leipzig Philologie und Philosophie; mit besonderem Eifer aber wandte er sich den Sanskritstudien zu. Die erste Probe seines wissenschaftlichen Könnens war die Herausgabe des Rigveda mit dem Kommentar des Sayana, ein Werk, das in London in sechs großen Quartbänden erschien. Im Auftrage der Oxford-Universität, zu deren Dozenten er gehörte, gab Müller ein zweites großes Werk: „Die heiligen Schriften des Ostens“ heraus. Außer den genannten Arbeiten hat Müller noch eine große Anzahl anderer Werke geschrieben, die seinen Namen dauernd erhalten werden. —

— Zwei Goethe-Abende, am 26. und 29. November, werden von Eugen Gura und Ernst v. Poffart in der Philharmonie veranstaltet werden. —

— Die Seceussionsbühne wird nächstens zwei Stücke von Hauns v. Gumpenberg „Münchhausens Antwort“ und „Die Verdammten“ bringen. —

— Das Granddrama „Schlagende Wetter“ von M. G. della Grazia erzielte bei seiner Erstaufführung im Deutschen Volkstheater in Wien einen großen Erfolg. —

— „Die Brant“, ein Drama von Friedrich Fuchs, wird demnächst im Münchner Schauspielhaus aufgeführt werden. —

— Der dritte Sinfonie-Abend der kgl. Kapelle unter Weingartners Leitung findet am 9. November statt. Das Programm lautet: Ouverture „Am Strande“ von Robert Schude; Sinfonie E-dur von Suk (zum erstenmal) und Sinfonie Eroica von Beethoven. —

— Lilli Lehmanns erster populärer Liederabend findet am 2. November in der Philharmonie statt; zum Vortrag gelangen Lieder von Bmgert, Brahms und Lölve. —

— Eine Volksoper soll in Wien entstehen; als Direktor hat man den Komponisten Eduard Kremser ausersehen. —

— Messagers Operette „Brigitta“ hatte bei ihrer Erstaufführung im Kölner Stadttheater einen Erfolg. —

— Das Schwurgericht in Brügge sprach den Schriftsteller Echoud, der der Verbreitung unzüchtlicher Schriften angeklagt war, frei. —